

**Markus Wasmeier**

*aufgeschrieben von Stefan Kruecken*

# DAHOAM

**ZWISCHEN SCHLIERSEE UND TOKIO**

---

*Warum es wichtig ist, in einer unruhigen Welt  
Werte zu leben*



Destination, die ich noch nicht kannte. Andere Menschen kennenzulernen. Wer solche Begeisterung behält, der kann andere mitnehmen. Egal, wohin die Reise geht.

## **DIE FRAU MIT DEN DOBERMÄNNERN**

Mein Vater verdiente den Lebensunterhalt unserer Familie als Maler und Lackierer und hatte ein kleines Geschäft für Malerbedarf im Ort. Unsere Wohnung befand sich im Erdgeschoss eines Jahrhundertwendehauses, drei Räume, etwas mehr als sechzig Quadratmeter vielleicht. Mein Kinderzimmer war das Erkerzimmer, in dem es keine Heizung gab, dafür aber drei Außenwände. Wenn ich nach einer kalten Winternacht aufwachte, bedeckte manchmal Raureif den Boden, weil wir aus Kostengründen wenig heizten. Ich schlafe bis heute gerne bei geöffnetem Fenster, auch in den arktischsten Nächten.

Die Größe der Wohnung war eigentlich egal, denn viel Zeit verbrachten wir darin nicht. Jede freie Minute waren wir draußen, immer unterwegs in der Natur. Hinter dem Haus befand sich ein großer Garten, der mein Abenteuerspielplatz wurde. In meiner Fantasie war ich überall: Als Ritter kämpfte ich mich von Burg zu Burg, gewann Turniere und besiegte böse Könige. Als Jäger pirschte ich hinter Bären her und beobachtete riesige Hirsche. Als Entdecker bereiste ich ferne Kontinente und fand neue Welten. Es gab keine Grenzen in meiner Fantasie, und wenn ich vom Spielen ins Zimmer kam, las ich die Abenteuer von Kolumbus, Amundsen, von Weltumseglern und Afrika-Abenteurern.

Geld hatten wir nicht viel, doch als arm empfand ich uns nicht. Geschenke an Geburtstagen fielen übersichtlich aus. An Weihnachten stand ein kleiner Baum im Wohnzimmer, darunter eine Krippe. Als Weihnachtspäsent baute mir Vater eine Modelleisenbahn. Ein Mal wurde damit gespielt, am ersten Weihnachtsfeiertag. Danach räumte er sie schnell weg, damit sie bloß nicht kaputtging. Wir hatten Fahrräder, um überall dort hinzukommen, wo wir hinkommen wollten. Alle paar Monate fuhren wir mit der Bahn nach München, in die große Stadt. Es kam mir jedes Mal vor wie ein exotischer Ausflug. Ich erinnere mich daran, wie gewaltig mir der Englische Garten erschien und wie aufregend ich das Deutsche Museum fand. Ich war aber auch immer wieder froh, wenn der Zug wieder in Schliersee hielt.





»Die Berge wurden mein  
Abenteuerspielplatz.«

Mit einem »Bonanza-Radl«, die damals schwer in Mode waren, fuhr ich durch die Gegend. Die Räder hatten einen gebogenen, langen Hirschgeweih-Lenker und einen Bananen-Sattel. Auf den ersten Blick sahen sie aus wie geschrumpfte Chopper-Motorräder, aus denen man die Maschine abmontiert hatte. Wir fanden die Radl großartig. Fuhren wir nicht, stromerten wir zu Fuß durch das Dorf, die Felder und Berge drum herum. Wir waren Räuber und Gendarmen, Cowboys und Indianer, die Klassiker, die Kinder seit Generationen spielen. Unsere Banden waren überall im Ort und am See unterwegs. Vier Burschen gehörten zu meiner Bande, Josef, Andi und Toni. Wir bauten Baumhäuser und verteidigten sie, wir fischten in den Bächen. Damals haben wir die Fische mit bloßen Händen aus dem Wasser geholt.

Zu einer Mutprobe gehörte es, zu einer Insel im See zu schwimmen, auf der eine alte Dame in einer Jugendstilvilla lebte. Wir malten uns aus, welche gruselige Geschichten sich auf dieser Insel abspielen mochten. Geister gingen um. Es spukte! Sehr real waren zwei große, böse Dobermänner, die auf der Insel bellten und knurrten. Die Mutprobe bestand darin, möglichst nahe zur Insel zu schwimmen und dann rasch abzuhausen, wenn die Dobermänner ins Wasser sprangen, um den Eindringlingen nachzustellen. Sie schwammen uns tatsächlich immer ein gutes Stück hinterher, und obwohl wir gute Schwimmer waren, vergaßen wir nie, die Räder ganz nahe ans Ufer zu legen, um Fluchtfahrzeuge zu haben.

Wir lebten in einer Welt, die wir uns selber schufen. Oder anders gesagt: in einer Welt, die wir uns schaffen durften. Heute haben die Kinder Spiele wie »Pokémon Go«, in denen sie virtuelle Monster jagen, die ihnen ein Computerprogramm vorgibt. Welches unserer Abenteuer wäre heute noch möglich, ohne dass Eltern besorgt wären, Nachbarn empört und Lehrer entsetzt? Damit wir uns richtig verstehen: Ich habe nichts gegen Handys oder Tablets, die sind im Alltag auch hilfreich. Nur kommt es darauf an, sie sinnvoll zu nutzen – und eben auch mal zu Hause liegen zu lassen, wenn sie nicht dringend benötigt werden.

Ich denke, wir haben unseren Kindern längst viel zu viele der Freiheiten genommen, die wir früher selbst genossen. Unsere Gesellschaft wird einerseits immer toleranter, doch in vielerlei Hinsicht sinkt die Toleranzschwelle immer mehr. Meistens geschieht dies unbemerkt und schleichend, ohne dass wir uns dessen bewusst sind. Und ich denke, ohne böse Absicht, wenn ich von den »Helikopter-Eltern« lese, die für ihren Nachwuchs nur das Beste wollen, doch ihnen nicht immer einen Gefallen tun mit dem Übermaß an Fürsorge. Sicherlich gibt es heute noch Unterschiede, ob ein Kind in der Stadt oder auf dem Land aufwächst. Die Schranken aber, mit denen unsere Kinder aufwachsen, die Verbote, mit denen wir sie einschränken, nehmen zu. Wir rauben unseren Kindern die Möglichkeit, eine eigene Vorstellungskraft zu entwickeln.

In Bayern gab es vor einiger Zeit eine Diskussion um eine Lehrerin, die sich vor eine erste Klasse gestellt hatte und sinngemäß verkündete: »Hört jetzt mal zu: Das Christkind

gibt es nicht. Den Osterhasen und den Heiligen Nikolaus auch nicht, und wenn ihr sie seht, dann stecken Erwachsene in den Kostümen. So ist das.«

Es gab Proteste von Eltern, und sie rechtfertigte sich mit der Aussage, dass man Kindern nichts vorlügen dürfe. Als ich davon in der Zeitung las, war ich empört. Wie bescheuert ist denn dieses Verhalten? Wieso nimmt sich diese Frau das Recht heraus, ohne Not, Sinn und Verstand eine kindliche Welt zu zerbrechen?

Gitti und ich haben immer darauf geachtet, dass wir die Kinder bei ihren Ausflügen in die Welt der Fantasie unterstützen. Einen Sommer lang behauptete Markus, der Ältere, dass unter der kleinen Brücke, die man queren muss, um zum Haus meines Vaters zu gelangen, ein Krokodil wohnt. Einen Sommer lang sind wir deshalb den kleinen Umweg gegangen, denn der Gefahr, diesem gefährlichen Krokodil zu begegnen, durften wir uns selbstverständlich nicht aussetzen. Es war ein Umweg von einer halben Minute. Für den Jungen aber war es die Gaudi des ganzen Sommers.

## JENNERWEIN

Was mich als kleinen Jungen faszinierte, war die Geschichte des Wildschützen Jennerwein. Einfach erklärt, ist der Jennerwein eine Art bayrischer Robin Hood. Er liegt auf dem Friedhof begraben, auf dem auch unser Familiengrab ist, keine zehn Meter von meinen Vorfahren entfernt. Sie geht so: Georg Jennerwein, 1848 geboren, war ein Wilderer. Ohne Erlaubnis pirschte er durch die königlichen Wälder rund um den Schliersee, erlegte Rehe, Gamsen, Hirsche. Aus bitterer Not heraus, denn die Menschen waren arm und hatten nach harten Wintern Not, ihre Familien zu ernähren. Als Junge hatte er mit ansehen müssen, wie Jäger des Hofes seinen Vater erschossen. Er nahm am Frankreich-Feldzug teil und arbeitete danach als Holzfäller. Die Legende besagt, dass er ein guter Zitherspieler, Gstanzltänzer und Schuhplattler war. Manche Zeitgenossen nannten ihn auch einen Weiberhelden, der öfter im Wirtshaus als im Wald zu finden war. Unbestritten ist, dass er ein hervorragender Schütze war.

Als sich herumsprach, was er trieb, machten die Forstbeamten Jagd auf ihn. Am 15. November 1877 fand man seine Leiche an einem Bergkamm nördlich der Bodenschneid, den der Volksmund seither »Peißenberg« nennt. Die Umstände, wer Jennerwein von hinten erschossen hat, wurden nie geklärt und blieben mysteriös. Wer war der Täter? Ein Förster? War Eifersucht das Motiv für den Mord? Jennerwein hatte eine Tochter mit der Sennerin Agerl, um deren Gunst auch zwei Kriegskameraden und Jagdgehilfen buhlten. Beide waren verdächtig, und man verurteilte schließlich Josef Pföderl, einen Freund Jennerweins, zu acht Monaten Zuchthaus. Eine Mordabsicht unterstellte das Gericht

interessanterweise nicht, vermutlich unter dem Druck der Obrigkeit, die froh war, den Wilderer los zu sein. Jennerwein genoss beim einfachen Volk einen Ruf, wie ihn heute Popstars haben. Pföderl wurde nach seiner Freilassung von der Bevölkerung gemieden und regelrecht geächtet. Jennerwein hingegen verklärte man in romantischen Erzählungen und in einem Volkslied: das »Jennerwein-Lied«.

*Man bracht ihn dann noch auf den Wagen,  
Bei finstrer Nacht ging es noch fort,  
Begleitet von seinen Kameraden,  
Nach Schliersee, seinem Lieblingsort.*

## EIN KLASSENZIMMER IN DER NATUR

Ich war ein verträumtes, ein schüchternes Kind, ein ganz sensibler, vielleicht empfindlicher Bub. Die Schule mochte ich nicht besonders, was weniger an den Fächern lag, aber viel an meinen Mitschülern. Ich wurde oft von ein paar Klassenkameraden gehänselt und geschubst, heute würde man sagen: gemobbt. Die anderen Schüler rissen Witze über meinen Namen: »Wasmeier, kommt der Geier, frisst die Eier.« Sie rempelten mich an, es gab »Watsch'n«, sie hatten jedenfalls viel Freude an mir. Ich wusste mich nicht zu wehren, weinte viel, und dies stachelte sie zusätzlich an. Heute denke ich nicht mehr darüber nach, denn vieles, was ich nicht mag, vergesse ich einfach, doch sicher sind auch diese Erfahrungen auf eine Weise prägend. Es war die schrecklichste Zeit meines Lebens. Fast jeden Tag gab es Tränen, wenn ich mittags heimkam. Ein einziges Mal schlug mich mein Vater, es gab eine Ohrfeige. Ich hatte geweint und gefragt:

»Warum müssen wir Wasmeier heißen?«

»Bist stolz, dass a Wasmeier bist«, schimpfte Vater, dann gab es die Watsch'n.

Als ich acht Jahre alt war, meldete er mich im Judoklub von Tegernsee an. »Dann geht's dir besser«, meinten meine Eltern. Die Idee war, sich gegen die Schubsereien mit körperlicher Stärke wehren zu können. Selbstbewusstsein durch Muskelkraft. Doch das Problem war: Ich bin kein Typ, der sich schlagen oder körperlich messen will, und ich war nie einer. Das Wissen aber, mich im Notfall verteidigen zu können, veränderte vieles. Ich trat anders auf. Ich war selbstbewusster – und ich wurde auf einmal in Ruhe gelassen.

Was den Wettkampf anging, war meine Karriere rasch beendet. Eines Tages trat der Tegernsee gegen den Schliersee an, wobei ich für die Tegernseer auf die Matte ging. Ausgerechnet mein Klassenkamerad Thomas trat mir gegenüber. Er war mir eigentlich sympathisch. Ich dachte: *Na ja, so schlimm wird das schon nicht werden.* Doch ich lag mit